

## Karl Popper auf dem Prüfstand

(Teil 1)\*

---

In der Einleitung seines Werkes über »Die offene Gesellschaft und ihre Feinde«<sup>1</sup> versucht sich Karl Popper (1902-1994) als Geschichtsdeuter, wenn er ausführt: „Es ist überraschend, daß man in diesen frühen Fragmenten (sie stammen aus dem fünften Jahrhundert vor Christus) so viele Lehren findet, die auch die modernen historizistischen und antidemokratischen Tendenzen charakterisieren. Aber abgesehen davon, daß Heraklit ein Denker von unübertroffener Kraft und Originalität war und dass viele seiner Ideen in Folge davon (durch die Vermittlung Platons) Teil des Bestandes der philosophischen Tradition geworden sind, lässt sich die Ähnlichkeit in gewissem Ausmaß durch die Ähnlichkeit der sozialen Bedingungen in den entsprechenden Perioden erklären. Historizistische Ideen scheinen in Zeiten großer sozialer Veränderungen oft in den Vordergrund zu treten. Sie erschienen, als das griechische Stammesleben in Trümmer fiel und ebenso, als das Stammesleben der Juden durch die Auswirkungen der babylonischen Eroberung erschüttert wurde. Es kann meiner Ansicht nach kaum einen Zweifel darüber geben, dass Heraklits Philosophie der Ausdruck eines Gefühls des Dahintreibens ist, eines Gefühls, das eine typische Reaktion auf die Auflösung der alten Stammesformen des sozialen Lebens sein dürfte. Im modernen Europa wurden historizistische Ideen während der industriellen Revolution, besonders aber unter dem Einfluß der politischen Revolutionen in Amerika und Frankreich neu belebt. Es ist wohl mehr

als ein bloß zufälliges Zusammentreffen, daß Hegel, der so viel von den Gedanken Heraklits aufnahm und an alle modernen historizistischen Bewegungen weitergab, ein Wortführer der Reaktion gegen die Französische Revolution war.“<sup>2</sup> Anfänglich noch mit Vorsicht – „Historizistische Ideen scheinen [...] oft in den Vordergrund zu treten“ – später aber mit zunehmender Bestimmtheit – „Im modernen Europa wurden historizistische Ideen [...] neu belebt“ oder „Es ist wohl mehr als ein bloß zufälliges Zusammentreffen [...]“ – stellt Karl Popper die Behauptung auf, dass in Zeiten tief greifender gesellschaftlicher und politischer Umwälzungen regelmäßig rückwärts gewandte Anschauungen auftreten und erheblichen, wenn nicht gar bestimmenden Einfluss auf das weltanschauliche und damit auch politische Denken der Menschen ausüben. Zur Stützung dieser seiner Behauptung vergleicht Popper die gesellschaftlichen Verhältnisse im antiken Griechenland des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung mit denen im neuzeitlichen Europa des 19. und 20. Jahrhunderts.

**Die Historizismus-These Karl Poppers** Ehe gezeigt wird, ob Popper mit dieser seiner Ansicht richtig liegt oder nicht, sei seine Historizismus-These kurz beschrieben. Er führt diesbezüglich aus: „Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß eine wahrhaft wissenschaftliche oder philosophische Haltung der Politik gegenüber und ein tieferes Verständnis des Soziallebens im allgemeinen auf einer Betrachtung und

Deutung der menschlichen *Geschichte* beruhen muß. Während der gewöhnliche Mensch den Rahmen seines Lebens und die Bedeutung seiner persönlichen Erfahrungen und kleinlichen Sorgen als gegeben hinnimmt, so betrachtet der Sozialwissenschaftler und auch der Philosoph die Dinge von einer höheren Warte aus. Für ihn ist das Individuum eine Schachfigur, ein ziemlich unbedeutendes Instrument in der allgemeinen Entwicklung der Menschheit. Und er findet, daß die wahrhaft bedeutenden Schauspieler auf der Bühne der Geschichte entweder die Großen Nationen und ihre Großen Führer sind, oder vielleicht die Großen Klassen oder die Großen Ideen... Wie dem auch sei – er wird versuchen, den Sinn des Spiels zu begreifen, das auf der historischen Bühne aufgeführt wird; er wird versuchen, die Gesetze der historischen Entwicklung zu verstehen. Und wenn ihm das gelingt, so wird er wohl auch zukünftige Entwicklungen voraussagen können. Er kann dann die Politik auf eine solide Grundlage stellen und uns praktische Anweisungen geben, indem er uns mitteilt, welche politischen Handlungen aller Wahrscheinlichkeit nach erfolgreich sein werden und welche nicht.“<sup>3</sup> Dieser so beschriebene Historizismus ist also der Versuch, in der Geschichte einen Sinn zu finden. Er weist somit große Ähnlichkeit mit der Religion auf, wodurch sich auch die beharrliche Wiederkehr dieses Erklärungsmusters für das Weltgeschehen erklärt.<sup>4</sup>

Der Historizismus ist demnach auch kein in sich geschlossenes Gedankengebäude, sondern, wie Popper es ausdrückt, „vielmehr eine lose verbundene Gruppe von Ideen“<sup>5</sup>, von denen je nach den Zeitumständen die eine oder die andere vorwiegt.

Fast immer vertreten sind in dem Sammelurium historizistischer Vorstellungen zwei bestimmte: die Lehre vom auserwählten Volk und die Lehre von einem unwandelbaren Schicksalsgesetz.

Die *Lehre von auserwählten Volk* geht noch auf eine Kulturstufe zurück, auf der die menschlichen Gesellschaften in Stämme gegliedert waren. Die Angehörigen solcher Stämme sahen als Grund ihrer Zusammengehörigkeit ihre gemeinsame Abstammung von einem vorgeschichtlichen Heros oder in der Erschaffung ihres Urelternpaares durch ihre Gottheit an. Unter ihnen besteht daher auch die Vorstellung einer wechselseitigen Verwandtschaft und einer dadurch bestehenden wesentlichen Verschiedenheit von den Angehörigen anderer Stämme. Eine Erinnerung an die frühere Stammesverfassung wurde im antiken Griechenland noch durch die Gliederung des Staatsvolkes in die so genannten Phylen<sup>6</sup> bewahrt. In christlicher Zeit wurde die Vorstellung der durch eine gemeinsame Abstammung begründeten Gemeinschaft dahin gehend verändert, dass der über Generationen hinweg bewahrte Glaube als das Band der Zusammengehörigkeit an die Stelle der leiblichen Abstammung gesetzt wurde. Der »Hebräerbrief« des Neuen Testaments beschreibt diesen Ersetzungsvorgang. Von Kain über Noah bis Abraham, von Isaak über Jakob, Esau und Josef bis Moses, von Josua über David und Salomo, über Höhen und durch Tiefen des Volkes des Alten Testaments bis herauf zu Christus beschreibt der Verfasser dieser Schrift die Geschichte der Gemeinschaft im Glauben.<sup>7</sup> Die römische Kirche bezeichnete diese Gemeinschaft mit dem griechischen Wort *ekklêsía*, der Bezeichnung für das

zur Versammlung aufgerufene Volk.<sup>8</sup> In dem Gedankenbild, dass diese *ekklêsía* das „corpus Christi mysticum“, der geheimnisvolle Leib Christi wäre, blieb zu dem noch die Vorstellung der gemeinsamen Abstammung aller ihrer Angehörigen in einem geistlichen Sinn aufgehoben.

Wenngleich der Historizismus einer theistischen Weltanschauung entsprang, konnte er doch die „Entzauberung der Welt“ durch den Kenntniszuwachs der Wissenschaften über die Natur überdauern. Der Begriff „Entzauberung der Welt“ wurde von Max Weber (1864-1920) geprägt und folgendermaßen beschrieben: „Die zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung bedeutet also *nicht* eine zunehmende allgemeine Kenntnis der Lebensbedingungen, unter denen man steht. Sondern sie bedeutet etwas anderes: das Wissen davon oder den Glauben daran: daß man, wenn man *nur wollte*, es jederzeit erfahren *könnte*, daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte gebe, die da hineinspielen, daß man vielmehr alle Dinge – im Prinzip – durch *Berechnen beherrschen* könne. Das aber bedeutet: Die Entzauberung der Welt.“<sup>9</sup> Das heißt, dass durch die Entzauberung der Welt zwar die Überzeugung, dass der Lauf der Welt durch ein göttliches Wesen gelenkt würde, erheblich an Kraft verlor, nicht aber die Überzeugung, dass er irgendwelchen, noch zu erkennenden Gesetzen unterworfen sei. Damit ist der Übergang zur anderen Grundidee des Historizismus gewonnen: der *Lehre von einem unwandelbaren Schicksalsgesetz*. Dass es ein derartiges Gesetz geben müsse, ist deswegen eine so weit verbreitete Überzeugung, weil die meisten Menschen den Gedanken nicht ertragen können, dass

die Welt und damit auch ihr eigenes Dasein zwecklos und sinnlos sein könnten. Wenn sich als Folge der Entzauberung der Welt nach und nach doch die Einsicht durchgesetzt hat, dass das Schicksalsgesetz kein von einer Gottheit gegebenes, kein überirdisches Gesetz ist, dann wird es eben als innerweltliches Gesetz gesucht, dies um so mehr, weil es dann ja auch ein beherrschbares Gesetz sein würde. Die Geistesgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts bietet eine Vielzahl von Beispielen für Versuche, ein derartiges Gesetz zu entdecken. Der theistische Historizismus wurde von anderen Spielarten in den Hintergrund gedrängt. „Ein naturalistischer Historizismus zum Beispiel“, beschreibt Karl Popper diese Vorgänge, „könnte das Entwicklungsgesetz als ein Naturgesetz ansehen; ein spiritueller Historizismus würde es als Gesetz der geistigen Entwicklung betrachten; ein ökonomischer Historizismus wieder als ein Gesetz der ökonomischen Entwicklung.“<sup>10</sup>

### **Herakleitos**

Der Erste, von dem in der europäischen Geistesgeschichte überliefert ist, dass er ein derartiges Schicksalsgesetz annahm, war Herakleitos aus Ephesos (~540-~480). „Man muß bauen auf das allem Gemeinsame“, heißt es in einem der wenigen seiner überlieferten Lehrsätze, „wie eine Stadt auf ihr Gesetz und noch viel fester. Denn alle menschlichen Gesetze ziehen ihre Nahrung aus dem einen göttlichen. Denn das herrscht, soweit es nur will; es genügt allem und ist stärker als alles.“<sup>11</sup> An anderer Stelle erläutert Herakleitos auch, worin seiner Meinung nach dieses Gesetz besteht: „Diese Welt, dieselbige von allen Dingen, hat weder der Götter noch der Menschen einer gemacht,

sondern sie war immer und ist und wird immer sein ein ewig lebendiges Feuer, nach Maßen sich entzündend und nach Maßen erlöschend.“<sup>12</sup> Herakleitos bringt mit diesem Wortbild zum Ausdruck, dass die Welt nicht beständig und unveränderlich ist, sondern wie die lebendige Flamme von fortwährendem Wandel bestimmt ist. „Alles ist Austausch des Feuers und das Feuer Austausch von allem, gerade wie für Gold Waren und für Waren Gold eingetauscht wird.“<sup>13</sup> Wie also der Wert verschiedene Erscheinungsformen annehmen kann, aber doch selbst unverändert bleibt, so sind die verschiedenen Gestalten, in denen die Welt dem Menschen erscheint, nur verschiedene Erscheinungsweisen des Urelements Feuer, denn auch „das Kalte wird warm, Warmes kalt, Feuchtes trocken, Trockenenes feucht“<sup>14</sup>.

Karl Popper erkennt in der Philosophie des Herakleitos zwei Bestandteile. Der eine ist die Erkenntnis, dass die Welt kein in sich ruhender *kósmos*<sup>15</sup> ist, sondern sich in steter Veränderung und Bewegung befindet. Den klassischen Ausdruck dieser Seite seiner Philosophie prägte Herakleitos mit dem Satz: „Wir steigen in denselben Fluß und doch nicht in denselben; wir sind es und wir sind es nicht.“<sup>16</sup> In seiner Verknappung zu *pánta rhéi* – „alles fließt“ –, die nicht von ihm stammt, ist dieser Satz bis heute ein geflügeltes Wort. Popper sieht in dieser Abkehr des Herakleitos von einer statischen Welt eine unwälzende Veränderung – wobei ihm zuzustimmen ist – und führt sie auf dessen Miterleben tief greifender gesellschaftlicher Umbrüche zurück, ohne auf deren Natur näher einzugehen.<sup>17</sup> Das sei hier nun in kurzen Worten nachgeholt. Wenige Jahre vor der Geburt des Herakleitos war Ephesos nach

der Niederlage des Königs Kroisos (595-546; König 560-547) von Lydien gegen das persische Reich unter dessen Herrschaft geraten. Die drückenden Belastungen durch die persische Verwaltung trieben die griechischen Küstenstädte in Kleinasien unter Führung der Stadt Milet im Jahr 500 zum Aufstand. Herakleitos stand damals in der Mitte seines Lebens. Als Angehöriger des Adels von Ephesos, der unter der persischen Regierung wesentlich weniger zu leiden hatte als die anderen Bevölkerungsgruppen und eine hierarchisch gegliederte Gesellschaftsordnung als natürlich ansah, erlebte er einen sechsjährigen, von, wie man heute sagen würde, populistischen Kräften<sup>18</sup> entfachten Krieg, der nach Anfangserfolgen mit einer schweren Niederlage der Griechen und der darauf folgenden Zerstörung Milets und der Verschleppung der überlebenden Bewohner nach Mesopotamien endete. Damit waren zwar fürs Erste die persische Herrschaft und damit auch die alte Ordnung wieder hergestellt, aber der Krieg war noch nicht zu Ende. Nach umfangreichen Rüstungen, an denen die Bevölkerung der unterworfenen griechischen Städte schwer zu tragen hatte, ging die persische Reichsregierung zum Angriff auf Athen über, das als einer der wenigen griechischen Staaten den Aufstand der kleinasiatischen Griechen unterstützt hatte. Dem persischen Heer gelang es in den folgenden Jahren, Thrakien und Makedonien zu besetzen, was wieder massenweise Verschleppungen und den Verkauf dieser bedauernswerten Menschen auf den persischen Sklavenmärkten zur Folge hatte. Nachdem der Norden Griechenlands auf diese Weise gesichert war, setzte im Jahr 490 ein Heer auf dem Seeweg von Kleinasien nach Griechenland über und lande-

te an der Küstenebene von Marathon, wo es von einem athenischen Heer bereits erwartet wurde. Die Schlacht von Marathon endete mit einem athenischen Sieg und dem Rückzug der persischen Flotte über das Meer, wobei wieder einige tausend Menschen als Sklaven verschleppt wurden. Herakleitos erlebte also in seinem vierten Lebensjahrzehnt eine Kette von kriegerischen und politischen Umstürzen, die in ihrer Heftigkeit sein statisches, auf eine göttliche Weltordnung aufgebautes Weltbild zum Einsturz brachten. Aus dieser Lebenserfahrung heraus erklärt sich sein später ungezählte Male in seiner Verkürzung missverstandener und missbrauchter Ausspruch: „Kampf ist der Vater von allem, der König von allen; die einen macht er zu Göttern, die anderen zu Menschen, die einen zu Sklaven, die anderen zu Freien.“<sup>19</sup>

Das Unbehagen in einer Welt, die keinen festen Punkt hat, wo Halt und Sicherheit zu finden sind, veranlasst Herakleitos, diesen festen Punkt in dem Gesetz zu erkennen, das seinen Überlegungen nach den Lauf der Welt bestimmt. Hierin zeigt sich der zweite Bestandteil seiner Philosophie: das Festhalten an dem Glauben, dass die scheinbar regellose Bewegung der Welt doch einem Gesetz unterliegt, das im Augenblick zwar noch nicht erkannt sein mag, grundsätzlich aber erkennbar ist, mag dies auch allen Erfahrungen widersprechen. Herakleitos befindet sich mit diesem Glauben in einer ähnlichen Lage wie rund sechs Jahrhunderte nach ihm Quintus Septimius Florens Tertullianus (~160-~230), der angesichts des Widerspruchs zwischen seinen Verstandeserfahrungen und seinen Glaubensüberzeugungen daran festhielt: „Es ist glaubwür-

dig, weil es widersinnig ist, [...] es ist gewiss, weil es unmöglich ist.“<sup>20</sup> In dem Bestreben, an dem Vorhandensein eines für den gewöhnlichen Menschenverstand so schwer bis gar nicht erkennbaren Weltgesetzes dennoch festhalten zu können, betritt Herakleitos einen Weg, auf dem ihm noch viele Philosophen und Propheten folgen sollten: den Weg der Entwertung des Verstandes. „Vielwisserei bringt noch keinen Verstand: Sonst hätte sie den Hesiod klug gemacht und den Pythagoras und den Xenophanes und Hekataios!“<sup>21</sup>, spottet er über Philosophen und Gelehrte, die mit Ausnahme des Hesiodos seine Zeitgenossen sind. Er geht sogar noch weiter, und auch hierin werden ihm noch viele folgen, indem er alle, die seinen Gedankenflügen nicht folgen können oder wollen, mit Verachtung straft. „Dies Weltgesetz, das doch ewig ist, begreifen die Menschen nicht, weder bevor sie davon gehört noch sobald sie davon gehört haben. Denn obgleich alles nach diesem Gesetz geschieht, machen sie den Eindruck, als ob sie nichts davon ahnten, wenn sie sich an solchen Worten und Werken versuchen, wie ich sie verkünde, indem ich ein jedes nach seiner Natur zerlege und klarmache, wie es sich damit verhält. Die anderen Menschen aber wissen ebenso wenig, was sie im Wachen tun, wie sie sich erinnern, was sie im Schläfe tun.“<sup>22</sup> In dieser Verachtung der Menschen paart sich in Herakleitos eine zweifache Überheblichkeit – das Überlegenheitsgefühl des Aristokraten über das gemeine Volk und das Überlegenheitsgefühl desjenigen, der über geheimes, anderen nicht zugängliches Wissen verfügt. Das Ergebnis dieser Geisteshaltung ist, dass man bei Herakleitos, wie Karl Popper richtig feststellt, „so viele Lehren findet, die auch die

modernen historizistischen und antidemokratischen Tendenzen charakterisieren“<sup>23</sup>

### **Platon**

Wie bereits erwähnt, ist es dann Platon (~428-~347), der die Gedanken des Herakleitos aufnimmt, sie ausgestaltet und in seine Philosophie einbaut. Platon entstammte einer altadeligen Familie Athens, die sich in der väterlichen Linie bis auf Kodros, den sagenhaften letzten König Athens, zurückverfolgte und mütterlicherseits den hervorragenden Staatsmann und Gesetzgeber Solon (~640-559) zu ihren Vorfahren zählte. Seine Kindheit war überschattet durch den so genannten Archidamischen Krieg<sup>24</sup>, der in einen politisch spannungsreichen Frieden mündete. In dem Bestreben, die athenische Stellung für den früher oder später erwarteten neuerlichen Krieg mit Sparta zu stärken, gelang es dem demagogischen Politiker Alkibiades (~450-404), die Zustimmung der Volksversammlung zu einer Flottenunternehmung gegen das mit Sparta verbündete Syrakus auf Sizilien zu gewinnen. Im Jahr 415 stach eine große Flotte mit rund 27.000 Mann in Richtung Syrakus in See. Als sich Alkibiades mit der athenischen Staatsführung wegen seiner Kriegführung überwarf und er auch der Schändung von Götterstatuen beschuldigt wurde, ging er auf die Seite Spartas über. Die so genannte Sizilische Expedition endete dann im Jahr 413 mit einer völligen Niederlage des athenischen Heeres. Tausende Männer starben als Sklaven in den Steinbrüchen Siziliens. Da Athen durch diese Niederlage entscheidend geschwächt war, besetzte Sparta die attische Stadt Dekeleia und eröffnete damit den so genannten Dekeleischen Krieg (413-404), den zweiten Abschnitt des Peloponnesischen Krieges.

Nach wechselhaftem Verlauf und schweren innenpolitischen Erschütterungen endete dieser Krieg im Jahr 404 nach mehrmonatiger Belagerung Athens mit der Übergabe der Stadt an den spartanischen Oberbefehlshaber Lysandros (?-395).

Als dieser Krieg endlich zu Ende war, stand Platon in der Mitte seines zweiten Lebensjahrzehnts. Seine Kindheit und Jugend waren von den Nöten des Krieges und den Streitigkeiten der immer hasserfüllter einander gegenüber stehenden politischen Gruppen geprägt. Er selbst hatte sich, der Tradition seiner Familie folgend, auch als Politiker versucht, war aber gescheitert. Dieser Misserfolg und auch der Sieg Spartas in dem langen Krieg festigten in Platon die Anschauung von der Überlegenheit der spartanischen Staats- und Gesellschaftsordnung, die in vielem noch die Wesenszüge der alten Stammesverfassung bewahrt hatten. Er wandte sich in der Folge vom öffentlichen Leben ab und fand in Sokrates (469-399) einen Lehrer, der seine wissenschaftlichen und philosophischen Neigungen förderte. Im Jahr 399 wurde Sokrates der Gottlosigkeit und der Jugendverderbnis beschuldigt und zum Tod verurteilt.

Die Hinrichtung seines verehrten, wenn nicht gar geliebten Lehrers Sokrates, durch die er seinem Schüler als Opfer einer von Leidenschaften und Gefühlen gelenkten Willkürjustiz erscheinen musste, mochte in Platon auch die Meinung hervorgerufen haben, dass dadurch auch dessen Philosophie und sittlichen Auffassungen widerlegt worden seien. Karl Popper hebt als die wichtigsten Inhalte dieser Lehren des Sokrates hervor: „Seinen Intellektualismus, das heißt seine Theorie, daß die

menschliche Vernunft ein universelles Medium der Verständigung darstellt; den Nachdruck, den er auf intellektuelle Ehrlichkeit und Selbstkritik legt; seine die Gleichberechtigung betonende Theorie der Gerechtigkeit und seine Lehre, daß es besser ist, Unrecht zu erleiden, als es anderen zuzufügen. Ich denke, daß uns diese letzte Lehre [am] besten helfen kann, den Kern seiner Ideen zu verstehen, sein Credo des Individualismus, seinen Glauben, daß das menschliche Individuum ein Selbstzweck ist.“<sup>25</sup> Dass Platon in seinen Dialogen Sokrates immer wieder als Hauptredner auftreten ließ und ihm zunehmend Ansichten in den Mund legte, die oft geradezu das Gegenteil dessen waren, was Sokrates zu seinen Lebzeiten gelehrt hatte, veranlasst Popper, über Platon den Stab zu brechen: „Platon, sein genialster Schüler, sollte sich bald als der treuloseste erweisen. Er verriet Sokrates [...]. Platon tat sein möglichstes, um Sokrates in seinen großartigen Versuch zu verwickeln, eine Theorie der erstarrten Gesellschaft zu konstruieren; und er war erfolgreich, denn Sokrates war tot.“<sup>26</sup> Dieses Urteil Poppers mag in der Sache richtig sein, es berücksichtigt aber nicht, dass Platon mit seinem Tun wohl nicht bewusst einen Verrat an seinem Lehrer im Sinne hatte, sondern ihn wohl eher der Wunsch leitete, den Ruhm und das Ansehen seines Lehrers dadurch zu wahren, dass er ihn als den Lehrer der nach seiner Meinung richtigen und zukunftsweisenden Philosophie erscheinen lassen wollte. Platon handelte somit als „frommer Fälscher“ im Sinne Friedrich Heers (1916-1983), der dazu ausführte: „Die frommen Fälscher glauben [...] an das Recht, an die Richtigkeit, an die Wahrheit ihrer Fälschung. Ihre Produktionen sind nach ihrer Überzeugung nur formal

Fälschungen. Sie entsprechen der einen Wahrheit!“<sup>27</sup>

Nach dem Tod des Sokrates ging Platon, nun endgültig zum Feind der Demokratie geworden, die den Landesverräter Alkibiades acht Jahre zuvor triumphal empfangen, alle gegen ihn laufenden Verfahren niedergeschlagen und ihn mit höchsten Staatsämtern ausgestattet und nun seinen Lehrer in den Tod geschickt hatte, für einige Jahre außer Landes. Er dürfte sich während dieser Zeit unter anderem in Sizilien und in Ägypten aufgehalten haben.

Nach seiner Rückkehr nach Athen begründete Platon im Jahr 387 eine eigene Schule, die nach ihrer Lage in der Nähe eines Heiligtums des in Athen verehrten Heros Akademos Akademie genannt wurde. Die Akademie lag in einem großen Parkgelände und umfasste neben den Lehrgebäuden auch Tempel und Sportstätten. Sie war eine elitäre Einrichtung, zu der nur die Söhne aus vornehmsten Familien Zutritt hatten, wo sie sich in einer Gemeinschaft von Forschenden, Lehrenden und Lernenden der Astronomie, Biologie, Mathematik, Philosophie und politischen Theorie widmen konnten. Die letztgenannte nahm allem Anschein nach einen wichtigen Platz im Lehrbetrieb ein, wie das Beispiel vieler Politiker, die aus der Akademie hervorgegangen sind, zeigt.<sup>28</sup> Popper verweist mit Blick auf diese Männer, die alle Gewaltherrscher und zum Teil auch Mörder waren, darauf, dass Platon bei der Auswahl seiner Schüler, die den Politikerberuf ergreifen wollten, keine glückliche Hand gehabt hätte. Er vergisst dabei aber die von ihm selbst gemachte Beobachtung, dass Platons politische Theorie nicht das

Wohl des Volkes im Auge hat, sondern den ungefährdeten und dauerhaften Bestand eines, wie es heutzutage heißen würde, totalitären Staates.

Im Mittelpunkt von *Platons Staatstheorie* steht der Begriff der *Gerechtigkeit*. Dieser Gerechtigkeitsbegriff ist nicht der, wie ihn etwa Sokrates verstanden hat oder wie er heutzutage in Geltung ist, nämlich die Gleichstellung und Gleichbehandlung aller vor dem Gesetz, Unparteilichkeit der Rechtsprechung und gleicher Anteil aller sowohl an den Nutzen als auch an den Lasten, die die Zugehörigkeit zu einem Staatswesen mit sich bringen. Dies wäre ein Gerechtigkeitsbegriff, der sich am Wohl jedes und jeder Einzelnen ausrichtet. Ganz anders liegen die Dinge für Platon. Für ihn beinhaltet Gerechtigkeit alles, was dem Staate nützt, und der größte Nutzen für den Staat besteht für Platon und seine Gesinnungsgenossen darin, im Staatsleben für möglichst umfassende Ruhe und Spannungslosigkeit zu sorgen. Dies ist dann gegeben, wenn der Schuster bei seinem Leisten bleibt. „Wenn aber ein Mann“, führt Platon diesbezüglich aus, „der seiner Anlage nach Handwerker oder Erwerbsmann ist, emporgekommen ist durch Reichtum oder Parteien, durch Körperkraft oder sonst etwas, und versucht, in den Stand der Krieger einzudringen, oder ein Krieger in den Stand der Berater und Wächter, ohne es wert zu sein; wenn diese also ihre Werkzeuge und Stellungen miteinander vertauschen oder ein einziger versucht, alles zugleich zu machen, dann, so glaube ich [...] wird ein solcher Umschwung, eine solche Vielgeschäftigkeit zum Untergang des Staates führen. [...] Die Vielgeschäftigkeit der drei Stände und ein Tausch unter ihnen ist daher der

schwerste Schaden für den Staat und wird mit Recht und Fug als das größte Verbrechen bezeichnet.“<sup>29</sup> Platon schließt diesen Gedankengang mit der Frage ab: „Das größte Verbrechen am Staat ist aber doch die Ungerechtigkeit?“<sup>30</sup>, und gibt auch sogleich die Antwort: „Dies wäre also die Ungerechtigkeit! Umgekehrt aber wollen wir sagen: Wenn der Erwerbsmann, der Gehilfe und der Wächter, jeder das Seine im Staat macht, dann ist es als das Gegenteil davon Gerechtigkeit und macht den Staat gerecht.“<sup>31</sup> Karl Popper stellt hierzu ganz richtig fest, „daß der Staat gerecht ist, sobald nur der Herrscher herrscht; der Arbeiter arbeitet und der Sklave front“<sup>32</sup>. Er setzt dann fort: „Für uns ist die Gerechtigkeit eine Art von Gleichheit in der Behandlung von *Individuen*, während Platon darunter nicht eine Beziehung zwischen Individuen, sondern eine Eigenschaft des *ganzen Staates* versteht, die auf einer Beziehung zwischen seinen Klassen beruht.“<sup>33</sup>

Als Platon im Jahr 378 v.u.Z. seine »*Politeia*« niederschrieb, lagen die Ereignisse des Peloponnesischen Krieges schon mehr als ein Vierteljahrhundert zurück und er selbst stand ungefähr in seinem fünfzigsten Lebensjahr, aber noch immer wirkten die prägenden Erlebnisse seiner Kindheits- und Jugendjahre nach und ließen ihn in seiner Ablehnung der demokratischen Staatsform verharren. Er sah sein Vorbild eines mustergültigen Staates in Sparta, das in den seither stattgefundenen Kriegen der griechischen Staaten gegeneinander, aber auch gegen das Perserreich mit Festigkeit und Beharrlichkeit seine Vormachtstellung behauptet hatte. Dieser von Platon so bewunderte spartanische Staat<sup>34</sup>, den die Spartaner selbst als *kósmos* bezeichneten,



zeichnete sich aus durch die Ablehnung aller Vorstellungen von einer allgemeinen Gleichberechtigung der Menschen, eines Eigenwertes des Einzelnen, durch die Autarkie und Selbstgenügsamkeit unter weitestgehender Vermeidung eines Handelsverkehrs mit den Nachbarstaaten, durch die unbedingte Hochschätzung des Eigenen und die ebensolche Geringschätzung und Verachtung alles Fremden, durch die Erhebung von Herrschaftsansprüchen über alle Nachbarn bei gleichzeitiger Selbstbeschränkung, um die Einheitlichkeit und Geschlossenheit im Inneren nicht zu gefährden, und durch die Bevorzugung des Militärischen, verbunden mit rücksichtsloser Entrechtung aller nicht zur Herrschicht gehörenden Bevölkerungsgruppen. Folgerichtig nehmen in Platons staats-theoretischen Überlegungen Maßnahmen breiten Raum ein, die der dauerhaften Bewahrung der Beständigkeit des Staatswesens dienlich sind.

Am vordringlichsten sind in dieser Hinsicht Vorkehrungen gegen allfällige Zwi- stigkeiten innerhalb der herrschenden Schicht. „Jede Verfassungsänderung be- ginnt bei dem Teil der Bürgerschaft, der die Ämter besitzt, in dem Augenblick, da hier ein Zwist ausbricht; solange jedoch die Herrschenden einig sind, ist ein Um- schwung unmöglich, auch wenn sie noch so wenig sind.“<sup>35</sup> Wenn es aber dazu kommt, setzt eine Abwärtsbewegung von der Höhe des Idealstaates, der Aristokra- tie, ein. Auf die Aristokratie, die Herr- schaft der Besten, folgt die Timarchie oder Timokratie, die Herrschaft der Vorneh- men. Der Wettstreit der Vornehmen um Ehre und Ruhm, wohl auch um Macht und Reichtum, mündet in die Oligarchie, die Herrschaft der Wenigen, soll heißen der

wenigen reichen Familien. Diese geht ih- rerseits in die Demokratie über, in die Herrschaft des – niederen – Volkes, die in den Augen Platons die Herrschaft der Ge- setzlosigkeit ist, die letztendlich in die Tyrannis, die Gewaltherrschaft eines Ein- zelnen mündet.<sup>36</sup> Woher kommt nun die- ser erste Zwist, der gleich einem Sünden- fall den Verfall des aristokratischen Ideal- staates eingeleitet? Platon greift zur Be- antwortung dieser Frage in abgewandel- ter Form auf Herakleitos und dessen An- nahme, dass der Lauf der Welt ein ewiges Werden und Vergehen sei, das wie eine Flamme einmal auflodert und dann wie- der zu stiller Glut zusammensinkt, zurück, wenn er schreibt: „Aber da allem Werden- den ein Untergang bestimmt ist, so wird auch diese Ordnung nicht ewig bestehen, sondern vergehen. [...] Nicht in Gewäch- sen nur in der Erde, auch in den Wesen auf der Erde wohnen fruchtbare Zeiten und Zeiten der Dürre in Körper und See- le, wenn für jeden der Umlauf die Bah- nen der Kreise geschlossen [...]“<sup>37</sup>

Mag nun die Tyrannis auch der Tiefpunkt in der Entwicklungsgeschichte eines Staa- tes sein, setzt Platon doch insofern einige Hoffnung in diesen, weil ein Tyrann, so- fern er nur den richtigen Charakter hat, den von ihm beherrschten Staat wieder an den Idealzustand heranzuführen könnte. Er wendet daher der Person des Führers, sei- ner Auswahl und seiner Ausbildung be- sonderes Augenmerk zu. Denn „wenn nicht *die Philosophen in den Staaten Kö- nige werden* oder die Könige, wie sie heute heißen, und Herrscher echte und gute Phi- losophen und wenn nicht in eine Hand zusammenfallen politische Macht und Philosophie, und wenn nicht die Vielzahl derer, die sich heute auf Grund ihrer An-

lage nur der einen der zwei Aufgaben widmen, mit Gewalt davon ferngehalten wird, dann gibt es [...] kein Ende des Unglücks in den Staaten, ja nicht einmal im ganzen Menschengeschlecht [...]“<sup>38</sup>. Um Missverständnissen vorzubeugen, muss an dieser Stelle vermerkt werden, dass die Bezeichnung „Philosoph“ bei Platon eine andere Bedeutung hat, als die gemeinhin übliche. Der Philosoph im Sinne Platons ist nicht ein Mann, der die Wahrheit sucht, sondern er ist einer, der „die Wahrheit schauen“<sup>39</sup> will, einer der „mit dem Göttlichen und Geordneten umgeht“ und dadurch „selbst, soweit es ein Mensch kann, göttlich und geordnet“<sup>40</sup> wird. Die Kenntnisse, über die ein Philosoph platonischen Zuschnitts verfügt, dürfen selbstverständlich nicht jedermann vermittelt werden, was nach Platons Vorstellungen ohnehin undenkbar wäre, sondern sie dürfen nur an diejenigen weiter gegeben werden, die sich in einem langen Ausleseverfahren ihrer würdig erweisen. Die Männer, aber auch Frauen – Platon schließt Frauen nicht grundsätzlich von den höchsten Staatsämtern aus –, die demnach an der Spitze von Platons Idealstaat stehen, sind nicht so sehr Philosophen, auch wenn Platon sie so nennt, sondern eher Priesterfürsten, welche die Gesetze des Weltlaufes kennen, daher über die erforderlichen Maßnahmen zur Leitung des Staates Bescheid wissen und diese auch durchsetzen, weil „das Gesetz sich nicht darum sorgt, ob ein einziger Stand sich im Staat besonders wohl fühlt; sondern es will diesen Zustand im ganzen Staat verwirklichen, indem es die Bürger durch Zuspruch oder Zwang aufeinander abstimmt, sie untereinander an dem Nutzen teilhaben lässt, den jeder einzelne dem Staat zu leisten fähig ist, und sich Männer solcher Art im Staat schafft,

nicht um sie dann nach ihrem Willen leben zu lassen, sondern um sie für den Zusammenhalt des Staates zu verwenden“<sup>41</sup>. Der Staat Platons ist ein Zwangsstaat, der alles Denken und Handeln seiner Bürger überwacht und bestimmt.

### **Die „orakelnden Philosophen“**

Von Platons »Politeia« mit ihren das göttliche Weltgesetz schauenden Priesterfürsten und ihrer den Einzelmenschen rücksichtslos den Staatsinteressen unterwerfenden Gerechtigkeit setzt Karl Popper dann zum großen Sprung über rund zweiundzwanzig Jahrhunderte zu den „orakelnden Philosophen“<sup>42</sup> der Epoche der industriellen und politischen Revolution, Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) und Karl Marx (1818-1883), an. Beide waren, in ihrer Art jeweils verschieden, der Meinung, den Gesetzen des geschichtlichen Ablaufs auf der Spur zu sein, wenn sie diese nicht schon für entdeckt hielten. Gemeinsam ist beiden, dass der Einzelmensch in ihrer Geschichtsphilosophie keine Rolle spielt. Hegel drückt das ziemlich klar aus, wenn er schreibt. „Das Individuum findet das Sein des Volkes dann als eine bereits fertige, feste Welt vor sich, der es sich einzuverleiben hat. Es hat sich dieses substantielle Sein anzueignen, daß dieses seine Sinnesart und Geschicklichkeit werde, auf daß es selbst etwas sei. Das Werk ist vorhanden, und die Individuen haben sich ihm anzubilden, ihm gemäß zu machen.“<sup>43</sup> Das Volk als die Verkörperung des Volksgeistes in der Geschichte ist der eigentliche Gegenstand derselben, dem Einzelmenschen kommt nur die Aufgabe zu, sich so sehr wie möglich zu entpersönlichen. Die Völker wiederum leben und sterben gemäß der Lebensspanne des Volksgeistes, der nach

Ablauf seiner Zeit im Weltgeist aufgeht. „Der Tod eines Volksgeistes ist Übergang ins Leben, und zwar nicht so wie in der Natur, wie der Tod des einen ein anderes Gleiches ins Dasein ruft. Sondern der Weltgeist schreitet aus niedern Bestimmungen zu höheren Prinzipien, Begriffen seiner selbst, zu entwickelteren Darstellungen seiner Idee vor.“<sup>44</sup> Über dieses Hinaufschreiten des Weltgeistes weiß Hegel gar Bemerkenswertes zu sagen: „Das Ziel der Weltgeschichte ist also, daß der Geist zum Wissen dessen gelange, was er wahrhaft ist, und dies Wissen gegenständlich mache, es an einer vorhandenen Welt verwirkliche, sich als objektiv hervorbringe.“<sup>45</sup> Damit ist schon einmal festgehalten, dass der ganze geschichtliche Ablauf einem Ziel zustrebt, also allem Anschein nach einer Gesetzmäßigkeit folgt. Welcher Art diese Gesetzmäßigkeit ist, erläutert Hegel wenige Sätze später, wenn er ausführlich: „[...] und die Weltgeschichte ist die Darstellung des göttlichen Prozesses, der Stufengang, in dem der Geist sich selbst, seine Wahrheit weiß und sich selbst verwirklicht. Es sind alle Stufen der Selbsterkenntnis; das höchste Gebot, das Wesen des Geistes ist es, sich selbst zu erkennen, sich als das, was er ist, zu wissen und hervorzubringen. Das vollbringt er in der Weltgeschichte; er bringt sich als bestimmte Gestalten hervor, und diese Gestalten sind die weltgeschichtlichen Völker. Es sind Gebilde, deren jedes eine besondere Stufe ausdrückt und die so Epochen in der Weltgeschichte bezeichnen.“<sup>46</sup> Nachdem er diesen Gedankengang mit anderen Worten noch einmal wiederholt hat, kommt Hegel zu dem Schluss: „Die Weltgeschichte zeigt nur, wie der Geist allmählich zum Bewußtsein und zum Wollen der Wahrheit kommt; es dämmert in ihm, er

findet Hauptpunkte, am Ende gelangt er zum vollen Bewußtsein. [...] Die Prinzipien der Volksgeister in einer notwendigen Stufenleiter sind selbst nur Momente des einen allgemeinen Geistes, der durch sie in der Geschichte sich zu einer sich erfassenden *Totalität* erhebt und abschließt.“<sup>47</sup> Schwach, aber doch erkennbar, scheint hier der Gedanke des Herakleitos vom dauernden Austausch des Feuers als Bewegungsgesetz des *kósmos* durch.

Karl Marx, der andere der „orakelnden Philosophen“ Poppers, wusste hinwiederum zu sagen: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen.“<sup>48</sup> Waren bis in die Zeit Marxens die Klassenverhältnisse und Klassengegensätze noch durch ein gewisses Maß an Unübersichtlichkeit geprägt gewesen, so änderte sich das nun: „Unsere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie zeichnet sich jedoch dadurch aus, dass sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat.“<sup>49</sup> Abgesehen davon, dass Marx um des schönen Bildes willen die zu seiner Zeit noch beträchtlichen Anteile des Landvolkes an der Bevölkerung und die Gruppe der Kleingewerbetreibenden und Kleinhändler, die trotz ihrer wirtschaftlichen Stellung als Selbstständige bei weitem nicht die gleiche gesellschaftliche Stellung hatten wie „die industriellen Millionäre, die Chefs ganzer industrieller Armeen, die modernen Bourgeois“<sup>50</sup>, aus dieser Geschichtsbetrachtung ausgeblendet hat,<sup>51</sup> trat er mit dieser auch noch – wohl ohne es zu wissen, aber nichtsdestoweniger

doch – die Nachfolge des Historizisten Zarathustra und seines späten Schülers Mani (216/217-276/277) an, die beide vom großen apokalyptischen Krieg am Ende der Geschichte träumten. Obwohl das Geschichtsbild Marxens und seines Bruders im Geiste, Friedrich Engels (1820-1875), nicht weniger groß angelegt ist, als das Hegels, vergisst Marx nicht, seinen Blick auch auf den Einzelnen und seine Lebensumstände im geschichtlichen Ablauf zu richten. Im Unterschied zu Hegel sieht aber Marx für den Einzelnen keine Verpflichtung, sich so weit wie möglich zu entpersönlichen, um im Volk aufzugehen. Der Einzelne ist eher ein Opfer der Lebensumstände, in denen „das gemeinschaftliche Verhältnis, in das die Individuen einer Klasse traten und das durch ihre gemeinschaftlichen Interessen gegenüber einem Dritten bedingt war, stets eine Gemeinschaft war, der diese Individuen nur als Durchschnittsindividuen angehörten, nur soweit sie in den Existenzbedingungen ihrer Klasse lebten, ein Verhältnis, an dem sie nicht als Individuen, sondern als Klassenmitglieder teilhatten“<sup>52</sup>. Leichter verständlich ausgedrückt, heißt das, in der Klassengesellschaft „hat Jeder einen bestimmten ausschließlichen Kreis der Tätigkeit, der ihm aufgedrängt wird, aus dem er nicht heraus kann; er ist Jäger, Fischer oder Hirt oder kritischer Kritiker und muß es bleiben, wenn er nicht die Mittel zum Leben verlieren will“<sup>53</sup>. Wenn nach dem großen apokalyptischen Klassenkrieg die Menschen „den Staat stürzen, um ihre Persönlichkeit durchzusetzen“<sup>54</sup>, besteht für den Einzelnen Hoffnung auf eine Gesellschaftsordnung, „wo Jeder nicht einen ausschließlichen Kreis der Tätigkeit hat, sondern sich in jedem beliebigen Zweige ausbilden kann, die

Gesellschaft die allgemeine Produktion regelt und mir eben dadurch möglich macht, heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden“<sup>55</sup>.

Damit sei die ausführliche Darstellung von Karl Poppers „Historizismus-These“ abgeschlossen und als Zusammenfassung festgehalten:

– Karl Popper stellt fest, dass in Zeiten tief greifender gesellschaftlicher und politischer Umwälzungen mit einer gewissen Regelmäßigkeit von ihm so benannte historizistische Ideologien auftreten.

– Die Kernvorstellungen derartiger Historizismen bestehen in der Annahme eines Gesetzes, nach dem die Geschichte abläuft und das erkannt werden kann, und in der Annahme eines auserwählten Volkes beziehungsweise einer besonderen Rasse oder Klasse, die zur Erfüllung dieses Gesetzes berufen seien.

– Als Belege für die Richtigkeit seiner These verweist Karl Popper auf die Umbruchzeiten des antiken Griechenland des 5. und 4. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung und auf die des modernen Europa im 18. und 19. Jahrhundert.

Im Folgenden werden die Entwicklungen des 14. und 15. Jahrhunderts beschrieben, die mindestens ebenso krisenhaftig waren wie jene, die Karl Popper im Auge hatte.

### **Die Krise des 14. Jahrhunderts**

Am frühen Morgen des 7. September 1303 drangen Gruppen von Bewaffneten in die rund 60 Kilometer östlich von Rom liegende Stadt Anagni ein, wo Papst Boni-

fatius VIII. (Benedetto Gaetani, 1235-1303; Papst seit 1294) seinen Sommeraufenthalt genommen hatte. Nach mehrstündigen Kämpfen war der Palast des Papstes in ihrer Hand. Einer der Anführer dieses Handstreichs, Giacomo Colonna (?-1329), genannt „Sciarra“, dessen Familie mit dem Papst zutiefst verfeindet war, nahm den ihm in vollem Ornat entgegentretenden Papst gefangen, wobei er ihn mit einem derben Schlag ins Gesicht zu Boden streckte. Nur das Dazwischentreten des französischen Kanzlers Guillaume de Nogaret (~1260-1313), der den Auftrag hatte, den Papst als Gefangenen vor seinen König Philippe IV. (1268-1314; König seit 1285) zu bringen und ebenfalls führend an dem Überfall beteiligt war, bewahrt jenen vor weiteren Misshandlungen. Der Papst wurde nach zwei Tagen, während derer er weiteren Demütigungen und Übergriffen ausgesetzt war und aus Angst vor Vergiftung weder Speise noch Trank zu sich nahm, wieder aus dem Kerker befreit.<sup>56</sup> Damit war zwar das Vorhaben Nogarets, den Papst nach Frankreich zu verschleppen, gescheitert, aber nichtsdestoweniger markieren diese Tage vom 7. zum 9. September 1303 einen nachhaltigen Wendepunkt der Geschichte.

Die Gefangennahme und Misshandlung des Papstes offenbarte, wie hohl der Anspruch des Papsttums auf die Universalherrschaft über die gesamte Christenheit geworden war. In seiner Auseinandersetzung mit König Philippe IV., der zur Finanzierung seines Krieges gegen England, dessen Könige weite Gebiete im Westen und Norden des heutigen Frankreich als ihr Herrschaftsgebiet betrachteten, ohne päpstliche Zustimmung die Geistlichkeit seines Reiches seiner Steuerhoheit unter-

worfen hatte, glaubte Bonifatius VIII., in die Fußstapfen der Päpste Gregorius VII. (Hildebrand, 1020-1075; Papst seit 1073) und Innocentius III. (Lotario da Segni, ~1160-1216; Papst seit 1198) treten zu können, die seinerzeit die Ansprüche des Kaisertums auf die Oberhoheit über die Christenheit erfolgreich zurück gewiesen hatten. Er glaubte dies vielleicht auch umso mehr, weil es seit dem Tode Kaiser Friedrichs II. (1194-1250, Kaiser seit 1220) im Jahr 1250 keinen Kaiser mehr gegeben hatte, also niemand da war, der ihm nach aller geschichtlichen Erfahrung hätte entgegen treten können. Dementsprechend hoch war dann auch der Anspruch, den er im Jahr 1302 in seiner Bulle »Unam sanctam« erhob: „So erklären, sagen und bestimmen Wir, dass jedes menschliche Geschöpf dem Bischof von Rom untertan sein muss und dass dieses ganz und gar heilsnotwendig ist.“<sup>57</sup> Bonifatius VIII. begründete seinen Oberhoheitsanspruch über alle Menschen auf zwei Ebenen. Die erste war die weltliche Ebene, auf der er sich zum Herrscher der Welt erklärte und dies mit einer Stelle aus dem Propheten Jeremias begründete, die lautet: „Siehe, ich habe dich heute über die Völker und Reiche gesetzt, damit du ausreißen, zerstören, zerstreuen und verderben, aber auch bauen und pflanzen mögest.“<sup>58</sup> Die zweite Ebene war die geistliche, auf der er sich zu einem Hohepriester erklärte, dessen Wort sowohl im Himmel als auch auf der Erde Gültigkeit hätte, indem er sich auf eine Stelle im Evangelium nach Matthäus bezog, wo geschrieben steht: „Und dir werde ich die Schlüssel des Himmelreiches geben, und was du auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, wird auch im Himmel

gelöst sein.“<sup>59</sup> Bonifatius VIII. sah sich also als eine Art Priesterkaiser und zog denn auch aus den beiden von ihm angeführten Schriftstellen den Schluss: „Diese Autorität aber, auch wenn sie einem Menschen übertragen ist und von einem Menschen ausgeübt wird, ist keine menschliche, sondern vielmehr eine göttliche Gewalt; [...] Wer sich jedoch dieser von Gott angeordneten Gewalt widersetzt, widersetzt sich den Anordnungen Gottes.“<sup>60</sup>

Mit dieser Übersteigerung der Macht- und Herrschaftsansprüche ist die Bulle »Unam sanctam« eine Urkunde des Ausmaßes an Wirklichkeitsverlust, den ungehemmte Größenfantasien bewirken können. Denn die wirklichen Verhältnisse waren schon lange nicht mehr danach, diesen päpstlichen Machtfantasien zu entsprechen. Die weltliche Machtentfaltung des Papsttums hatte bereits im 12. Jahrhundert mehreren religiösen Bewegungen Auftrieb gegeben, die darin einen Verrat der Kirche an der reinen Lehre Christi sahen. Diese so genannten Ketzerbewegungen waren zwar religiös geprägt, strebten aber doch auch gesellschaftspolitische Veränderungen im Sinne einer größeren Gerechtigkeit für die armen Bevölkerungsschichten an. Sie wurden daher sowohl von den kirchlichen wie den weltlichen Herren grausam verfolgt. Im Verlauf dieser Verfolgungen wurden Tausende und Abertausende zu Tode gebracht oder vertrieben. Diejenigen, die überlebten, überlieferten ihre Glaubenslehre im Untergrund weiter, von wo aus sie in den folgenden Jahrhunderten in immer neuen Formen in Erscheinung trat. Aber auch innerhalb der Kirche wuchs das Unbehagen über die weltliche Herrschaft des Papsttums. Es kam zur

Gründung der so genannten Bettelorden, vor allem der Franziskaner und Karmeliter, die das Armutsideal innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft verwirklichen wollten. Dabei gerieten sie mitunter selbst in den Verdacht der Ketzerei, vor allem die strenge franziskanische Richtung der „Fratizellen“<sup>61</sup>. Alle diese genannten Gruppen hielten sich in ihren Predigten mit heftigem Tadel an den kirchlichen Zuständen nicht zurück und setzten dabei auch das Wort vom Papst als „Antichrist“<sup>62</sup> in Umlauf, der das Nahen des Jüngsten Gerichts ankündige. Die blutigen und grausamen Verfolgungen der ketzerischen Predigerinnen und Prediger trugen nicht wenig dazu bei, diese Verdächtigungen gegenüber den Päpsten und der Kirche als wahr und richtig erscheinen zu lassen.

Aber auch bei den Fürsten und Königen war das Ansehen des Papsttums bereits tief gesunken. Zu oft hatte es im Kampf gegen das Kaisertum seine geistlichen Machtmittel wie Bann und Interdikt zur Durchsetzung durchaus weltlicher Ziele eingesetzt. Bereits zu Beginn des 13. Jahrhunderts hatte Walther von der Vogelweide (~1170-~1230) in seinem dritten Reichspruch dieses Vorgehen von Papst und Kirche angeprangert, als er über deren Eingreifen in den Machtkampf zwischen König Philipp (1176-1208; Herzog von Schwaben seit 1196, König seit 1198) und seinen Widersacher Otto IV. (1175-1218; König 1198-1215, Kaiser 1209-1215) schrieb: „In Rom hörte ich, wie man log und zwei Könige betrog. Darob erhob sich der größte Kampf, der jemals ward und jemals sein wird, als sich begannen zu entzweien die Pfaffen und die Laien. Das war eine Not, größer als zuvor alle Not, denn Leib und Seele lagen da tot. Die Pfaffen

kämpften sehr, doch die Laien wurden immer mehr. Da legten jene die Schwerter nieder und griffen zu der Stola wieder, sie bannten, wen sie wollten und nicht jenen, den sie sollten.“<sup>63</sup>.

Die Würde des Papsttums war also zu Beginn des 14. Jahrhunderts schon arg beschädigt. Philippe IV. ging daher kein großes Wagnis ein, als er „unter Führung Nogarets ein Heer mit dem Befehl aussandte, den Papst gefangen zu nehmen, und jener setzte ihn auch in Ausführung dieses Befehls gefangen und machte ihm damit klar, dass der König nicht sein Untertan war, als welchen er ihn in seiner Bulle bezeichnet hatte“<sup>64</sup>. Die Ereignisse von Anagni zogen bereits nach kurzer Zeit weit reichende Folgen nach sich. Auf Bonifatius VIII., der wenige Wochen nach diesen Vorkommnissen wahrscheinlich an den Folgen der erlittenen Misshandlungen gestorben war, folgte nach dem wenig mehr als acht Monate regierenden Benedictus XI. (Nicolò Boccasini, ~1240-1304; Papst seit 1303) und einer fast einjährigen Sedisvakanz Clemens V. (Raymond Bertrand de Got, 1264-1314; Papst seit 1305), der den Sitz des Papsttums in das südfranzösische Avignon verlegte, das zwar seit den Albigenserkriegen dem Namen nach päpstliches Gebiet, aber ringsum von französischem Gebiet umschlossen war, und damit aller Welt anzeigte, dass das Papsttum zum Vasallen des Königs von Frankreich geworden war. Avignon war bis zum Jahr 1377 die Hauptstadt der abendländischen Kirche. Erst Gregorius XI. (Pierre Roger de Beaufort, 1331-1378; Papst seit 1370) kehrte nach Rom zurück. Die nach seinem bald danach eingetretenen Tod erfolgte Papstwahl führte zur Spaltung der römischen Kirche.

Die Wahl Urbanus' VI. (Bartolomeo Prignano, 1318-1389; Papst seit 1378) wurde von einer Gruppe von Kardinälen nicht anerkannt, die ihrerseits den Kardinal Robert von Genf wählte. Dieser nahm den Namen Clemens VII. (Roberto da Savoia, 1342-1394, Papst seit 1378) an und nahm seinen Sitz wieder in Avignon.

Damit trat das ein, was in der Kirchengeschichte als das Abendländische Schisma bezeichnet wird. Mit diesem Auseinanderbrechen der lateinischen Kirche ist eine Entwicklung zum Abschluss gekommen, die mit der Gefangennahme des Papstes Bonifatius VIII. fünfundsechzig Jahre zuvor angefangen hat. Dabei war weniger die Gewaltanwendung gegenüber dem Papst als solche das Außergewöhnliche. Derartiges war in den Machtkämpfen zwischen Kaisertum und Papsttum schon das eine oder andere Mal vorgekommen. Dies war aber im Zuge der Kämpfe der beiden ranghöchsten Ämter der einen *ekklêsía* um den Platz an der Spitze der Hierarchie geschehen, von denen sich jedes als unmittelbar von Gott eingesetztes betrachtete. Mit der Krönung zum römischen Kaiser, die vielfach auch als Sakrament aufgefasst wurde, erhielt der Träger dieses Titels auch eine priestergleiche Stellung in der Kirche, von der die Kaiser für sich auch Eingriffsrechte in innerkirchliche Angelegenheiten ableiteten.<sup>65</sup> Das Ungehörte des Vorfalles von Anagni lag vielmehr darin, dass der König von Frankreich, der nach damaliger Auffassung im Rang unter Papst und Kaiser stand, mit seinem Vorgehen anzeigte, dass er nicht gewillt war, sich dem Papst unterzuordnen. Die Frage, ob er allenfalls den Kaiser als Oberherrn anerkannt hätte, und sei es auch nur dem Namen nach, ist müßig,

weil es zu jener Zeit keinen Kaiser gab.<sup>66</sup> Somit trat der König von Frankreich mit seinem Schritt aus der einen abendländischen *ekklêsía* aus und setzte die *ekklêsía* seines Königreiches, in dem er allein und unangefochten nächst Gott an der Spitze stand, neben sie.<sup>67</sup>

Mit der Doppelwahl von Urbanus VI. und Clemens VII. regierten nun jeweils zwei Päpste, von denen jeder von sich behauptete, der rechtmäßige zu sein und den jeweils anderen exkommunizierte. Um diesem für den Bestand der abendländischen Kirche bedrohlichen Zustand ein Ende zu setzen, beriefen Kardinäle beider Päpste im Jahre 1408 ein Konzil nach Pisa ein, das beide Päpste für abgesetzt erklärte und mit Alexander V. (Petros Philargis, 1340-1410; Papst seit 1409) und nach dessen Tod mit Johannes XXIII. (Baldassare Cossa, 1370-1419; Papst 1410-1415) eigene Päpste wählte. Da die Päpste in Rom und in Avignon sich jedoch weigerten abzudanken, war die Lage durch das Konzil von Pisa noch verschlimmert worden, weil nun drei Päpste nebeneinander regierten. Erst dem auf Betreiben des deutschen Königs Sigismund (1368-1437; König von Ungarn seit 1387, deutscher König seit 1411, König von Böhmen seit 1419; Kaiser seit 1430) nach Konstanz einberufenen Konzil gelang es, mit Martinus V. (Oddone Colonna, 1368-1431; Papst seit 1417) einen allgemein anerkannten Papst zu wählen. Der mittlerweile eingetretene Schaden für die Einheit der abendländischen Kirche war aber nicht mehr gut zu machen.

### **Dante Alighieris Idealentwurf**

Im Gefolge dieser Krise der römischen Kirche und damit auch der abendländischen Christenheit als einheitlicher *ekklêsía*, als „corpus Christi mysticum“, kam es auch zur Ausbildung von Anschauungen, die im Sinne Karl Poppers als historizistisch bezeichnet werden können.

Als Beispiel hierfür auf politiktheoretischer Ebene sei kurz auf die Schrift »De Monarchia« des politischen Flüchtlings, Dichters und Philosophen Dante Alighieri (1265-1321) eingegangen. Angesichts des wachsenden Einflusses Frankreichs in Italien nach dem Sturz Bonifatius' VIII. und dem Weggang der Kurie nach Avignon, dem kein Gegengewicht in Gestalt eines starken Kaisertums gegenüber steht, beschließt Alighieri in den Jahren 1312 und 1313 – wohl auch zur Unterstützung des neuen Kaisers Heinrich VII. – die Frage einer einheitlichen Weltherrschaft philosophisch-wissenschaftlich zu untersuchen. Er geht von der dreifachen Fragestellung aus, ob eine solche erstens „für das Wohl der Welt unverzichtbar sei, zweitens ob das römische Volk von Rechts wegen für sich das Amt des Alleinherrschers in Anspruch genommen habe, und drittens, ob die Gewalt des Monarchen unmittelbar von Gott abhängt oder von jemand anderem, nämlich dem Diener oder Stellvertreter Gottes“<sup>68</sup>.

Seine Untersuchungen zur ersten Frage schließt Alighieri mit der Feststellung, dass Eintracht, „Concordia“, eine Grundvoraussetzung des Allgemeinwohles sei. Er setzt dann fort: „Alle Eintracht hängt von der Einheit der Willen ab. Das Menschengeschlecht befindet sich dann am besten, wenn ein gewisses Maß an Eintracht besteht. Denn so wie das Befinden eines Ein-



zelen am besten ist, wenn zwischen Körper und Seele eine gewisse Eintracht besteht, so verhält es sich auch mit einem Haushalt, einer Stadt und einem Königreich und natürlich auch mit dem ganzen Menschengeschlecht. Somit hängt das bestmögliche Wohlbefinden des Menschengeschlechts von der Einheitlichkeit der Willen ab.“<sup>69</sup> Wie es zu dieser wünschenswerten Einheitlichkeit der Willen aller Menschen kommt, liegt für Alighieri auf der Hand: „Dies kann nur sein, wenn es einen Willen gibt, der als Herr und Gebieter alle anderen auf eines hinlenkt. [...] Diesen einen Willen kann es nur geben, wenn es einen Herrscher gibt, dessen Wille der Herr und Gebieter aller anderen sein kann.“<sup>70</sup> Da Alighieri zum Beweis dieser Behauptung in der näher zurück liegenden Geschichte kein Beispiel findet, sieht er sich gezwungen, bis weit in die römische Geschichte zurück zu gehen, „als unter dem göttlichen Augustus als Alleinherrscher die vollkommene Monarchie bestanden und überall auf der Welt Ruhe geherrscht hat“<sup>71</sup>. Im Grunde besteht also zwischen Bonifatius VIII. und Dante Alighieri kein wesentlicher Unterschied. Beide sind davon überzeugt, dass ein Alleinherrscher an der Spitze der menschlichen Gesellschaft stehen müsse. Gegensätze bestehen aber sehr wohl in der Begründung dieser Meinung. Während Bonifatius VIII. seinen Machtanspruch auf eine göttliche Bevollmächtigung zurückführt, ist der Alleinherrschaftsanspruch, den Alighieri seinem Kaiser zugesteht, eher in dessen Verpflichtung begründet, für den Frieden auf der Welt Sorge zu tragen. Hier gibt Alighieri auch seinen eigenen tief empfundenen Wünschen Ausdruck, hat er doch selbst im Zuge der Parteikämpfe zwischen Ghibellinen und Guelfen seine

Heimatstadt Florenz verlassen müssen, um einer Verurteilung zum Tode zu entgehen.

Mit dem Rückgriff auf Augustus (63 v.u.Z.-14; Kaiser seit 27 v.u.Z.) leitet Dante Alighieri zur zweiten seiner Fragestellungen über, nämlich ob das römische Volk die Weltherrschaft zu Recht inne gehabt habe. Er bejaht diese Frage und begründet dies damit, dass Christus sich nur darum als Bußopfer für die durch die Erbsünde bewirkte Sündhaftigkeit der gesamten Menschheit habe hingeben können, weil er von einem Richter, der die Rechtsprechung über die ganze Welt inne gehabt hat, verurteilt worden ist. „Hätte Christus nicht unter einem ordentlichen Richter gelitten“, erläutert Alighieri seine Auffassung, „wäre jene Strafe keine Buße gewesen. Ordentlicher Richter konnte aber nur jener sein, der die Rechtsprechung über das ganze Menschengeschlecht besaß, weil das ganze Menschengeschlecht im Fleisch Christi, der unsere Schmerzen trug, [...] bestraft wurde. Und Kaiser Tiberius, dessen Vollstrecker Pilatus war, hätte nicht die Rechtsprechung über das ganze Menschengeschlecht besessen, wenn das römische Reich nicht von Rechts wegen bestanden hätte.“<sup>72</sup> Alighieri führt hier in bemerkenswerter Weise die christliche Heilsgeschichte und die irdische Weltgeschichte zu einer Einheit zusammen, indem er den gesamten geschichtlichen Ablauf als auf das eine Ziel hin gerichtet deutet: Gott hat das römische Weltreich dazu ausersehen, dass unter dessen Kaisern Augustus und Tiberius (42 v.u.Z.-37; Kaiser seit 14) mit der Geburt und dem Opfertod Christi das Heilswerk vollendet werde. In gewisser Weise, so könnte weiter gefolgert werden, ist auch das römische Volk im Rahmen des göttlichen

Heilsplanes ein auserwähltes Volk. Alighieri kann sich daher auch eines Seitenhiebcs gegen diejenigen, die seinem Gedankengang nicht folgen wollen oder können, weil das römische Reich ja ein heidnisches Reich war, nicht enthalten, wenn er schreibt: „Es mögen daher jene, die vorgeben, Söhne der Kirche zu sein, aufhören, das römische Reich zu verunglimpfen, da sie doch sehen, dass ihr Bräutigam jenes am Anfang und am Ende seiner Opferganges anerkannt hat.“<sup>73</sup>

Mit diesem Tadel an den Vertretern der Kirche gibt Dante Alighieri bereits einen Hinweis darauf, wie seine Antwort auf die dritte Frage, ob die Gewalt des Monarchen unmittelbar von Gott oder vom Papst verliehen werde, aussehen wird. Gegen Schluss seiner diesbezüglichen Erörterungen kommt er denn auch zu der Feststellung: „Hätte die römische Kirche die Fähigkeit, den römischen Herrscher einzusetzen, so besäße sie diese Fähigkeit von Gott oder durch sich selbst oder durch irgendeinen Kaiser oder durch die allgemeine Zustimmung aller Sterblichen oder wenigstens der wichtigsten unter ihnen. Es gibt keinen anderen Weg, auf dem diese Fähigkeit der Kirche zufließen könnte. Sie ist aber auf keinem dieser Wege in den Besitz dieser Fähigkeit gelangt. Also hat sie diese Fähigkeit auch nicht.“<sup>74</sup> Weder im Alten noch im Neuen Testament gebe es Hinweise darauf, führt Alighieri aus, dass der Kirche eine derartige Aufgabe zukomme, vielmehr gebe es eher solche, dass die Priester sich von weltlichen Dingen fernhalten mögen. Mit der Bemerkung, dass auch kein Kaiser der Kirche irgendwelche Befugnisse zur Einsetzung des römischen Kaisers erteilt habe, meldet Alighieri überdies auch Zweifel an der Echt-

heit der so genannten »Konstantinischen Schenkung« an, nach der Kaiser Constantinus I. (~280-337; Kaiser seit 306) dem damaligen Papst Silvester I. (?-335; Papst seit 314) die geistliche Hoheit über die gesamte Christenheit und die weltliche Hoheit über die westliche Hälfte des römischen Reiches übertragen haben soll.<sup>75</sup> Er hängt wohl eher der Denkschule an, dass mit der Kaiserkrönung Karls I. (747-814; König der Franken seit 768, König der Langobarden seit 774, Kaiser seit 800) das römische Reich und das römische Kaisertum wieder hergestellt worden seien. Damit kann er auch an dem Gedanken der Auserwählung des römischen Volkes festhalten, die durch diese „restauratio imperii“ oder „renovatio imperii“ unter Karl I. auf das deutsche Volk übergegangen sei, wodurch auch der Kaiser eine göttliche Auserwählung für sich beanspruchen kann. Damit stellt Alighieri den Kaiser auf die gleiche Stufe wie den Papst, der sich gemäß dem Geschichtsbild des »Hebräerbriefes« als Oberhaupt des auserwählten christlichen Volkes sieht, dessen Auserwählung durch Christus von den Juden auf die Christen übergegangen sei.

Um diese Zweiheit von weltlicher und geistlicher Gewalt auch noch von einem anderen Gesichtspunkt aus zu begründen, wechselt Alighieri sodann den Ausgangspunkt seiner Beweisführung und setzt bei der Natur des Menschen an. Der Mensch nimmt auf der Stufenleiter der Natur von der unbelebten Materie bis hinauf zum reinen Geist die mittlere Stelle ein, da er mit seinem Körper Anteil an der stofflichen und mit seiner Seele an der geistigen Welt hat. Der Mensch hat daher in seinem Leben eine zweifache Bestimmung zu erfül-

len. Zum einen soll er durch die Entfaltung seiner Fähigkeiten ein glückliches Leben auf Erden erreichen, zum anderen auch zur Anschauung Gottes im himmlischen Paradies aufsteigen. Den Menschen seiner ersten Bestimmung zuzuführen, ist nach Alighieris Auffassung die Aufgabe des Kaisers, die Hinleitung zur zweiten Bestimmung die des Papstes. „Dies ist also das Ziel, nach dem der Fürsorger der Welt, der römischer Herrscher genannt wird, vornehmlich streben muss: dass auf dieser kleinen Stätte der Sterblichen frei und in Frieden gelebt werden kann. Und da die Ordnung dieser Welt der Ordnung der himmlischen Bewegung folgt“, spitzt Alighieri seine Beweisführung zu, „ist es erforderlich, damit die nützlichen Beispiele der Freiheit und des Friedens an angemessenen Orten und zu angemessener Zeit dargeboten werden, dass dieser Fürsorger von demjenigen bestimmt wird, der die ganze Ordnung des Kosmos ständig schaut. [...] Wenn es sich nun so verhält, dann wählt Gott allein und er allein bestätigt, da er niemanden über sich hat. [...] Es liegt damit klar auf der Hand, dass die Gewalt des weltlichen Monarchen unmittelbar aus der Quelle der allumfassenden Gewalt erfließt.“<sup>76</sup> Lediglich im Bereich der Religion ist der Kaiser gehalten, dem Papst Achtung zu erweisen, „auf dass er, erleuchtet durch das Licht der väterlichen Gnade, um so wirksamer den Erdkreis erhelle, über den ihn allein jener gesetzt hat, der der Lenker aller geistlichen und weltlichen Dinge ist“<sup>77</sup>. Mit dieser nochmaligen Bekräftigung der Gottesunmittelbarkeit der kaiserlichen Gewalt schließt Dante Alighieri seine Schrift.

Dante Alighieri schrieb seine »Monarchia« vor dem Hintergrund der noch immer in

allgemeiner Geltung stehenden politisch-theologischen Lehre, dass es neben der Hierarchie der geistlichen Gewalten, verkörpert im Papst und den Rängen des hohen und niederen Klerus, auch eine Hierarchie der weltlichen Gewalten, verkörpert im Kaiser, in den ihm wenigstens dem Namen nach unterstellten christlichen Königen und dem Adel, gibt. Die Tragweite des Vorgehens Philipps IV. gegen den Papst war noch nicht allgemein bewusst geworden. Alighieri versuchte, in dem seit Jahrhunderten hin und her wogenden Streit der Spitzenvertreter der beiden Hierarchien um Oberhoheit und Vorrang insofern zu vermitteln, dass er beide Gewalten als gleichermaßen von Gott eingesetzt nachwies und jeder Hierarchie einen jeweils streng abgegrenzten Wirkungsbereich zuwies, wodurch die wechselseitigen Eifersüchteleien wegfallen sollten. Außerdem fällt auf, dass Alighieri gegen Ende seiner Abhandlung dem Kaiser, indem er ihn „curator orbis“, Fürsorger des Erdkreises, nennt, gleichsam die Aufgabe zuweist, einen Wohlfahrtsstaat zu errichten, in dem die Menschen – wobei Alighieri als Stadtmensch dabei gewiss das städtische Bürgertum vornehmlich im Auge hatte – in Freiheit und Frieden leben und ihren Geschäften nachgehen können sollen. Wenn nun Alighieri nicht als weltfremder Schwärmer dastehen soll, muss man zugestehen, dass er gewiss wusste, dass weder der seit mehr als sechzig Jahren tote Kaiser Friedrich II. dem von ihm gezeichneten Idealbild eines Kaisers entsprochen hatte, noch dass es Heinrich VII. oder einer seiner Nachfolger tun würde. Die »Monarchie« kann daher als eine mit Vernunftgründen untermauerte, wunscherfüllende Fantasie gelten, vielleicht auch als eine frühe Vorläuferin der

Fürstenspiegel-Literatur<sup>78</sup>. An der »Monarchia« zeigt sich auch, dass die Befangenheit in hierarchischen Denkmustern staats-theoretische Entwürfe immer wieder in eine Sackgasse führt. Diese Entwürfe bleiben immer an der Frage hängen, wie es zu bewerkstelligen sei, einen den hohen sittlichen Anforderungen seines Amtes gewachsenen Herrscher zu finden. Von Platon bis zu der soeben genannten Fürstenspiegel-Literatur wurde immer wieder versucht, dieses Ziel über die Bildung der zum Herrscheramt Vorgesehenen zu erreichen, was, wie die geschichtliche Erfahrung zeigt, nie zum gewünschten Ergebnis geführt hat. Karl Popper hat daher recht, wenn er fragt, „ob sich das politische Denken nicht von Anfang an mit der Möglichkeit schlechter Regierungen vertraut machen sollte; ob wir nicht gut daran täten, uns auf die schlechtesten Führer vorzubereiten und auf die besten zu hoffen. Aber das führt zu einer neuen Betrachtung des Grundproblems der Politik; denn es zwingt uns, die Frage *Wer soll regieren?* durch die neue Frage zu ersetzen: *Wie können wir politische Institutionen so organisieren, daß es schlechten oder inkompetenten Herrschern unmöglich ist, allzu großen Schaden anzurichten?*“<sup>79</sup> Dante Alighieri war mit seinem politischen Denken noch nicht so weit, um zu derartigen Fragestellungen vorzudringen, Die kommenden Jahrzehnte sahen aber soziale Bewegungen entstehen, die die ersten Schritte in diese Richtung wagten.

### **Die Gemeinschaften der Heiligen**

Die Krise der Kirche, die im Abendländischen Schisma ihren Ausdruck fand, zog auch die allgemeine Gültigkeit und Verbindlichkeit ihrer Auslegung der christlichen Lehre in Mitleidenschaft. Nachdem

das Wort vom Papst als Antichrist in die religiösen Auseinandersetzungen Eingang gefunden hatte und durch die kirchenpolitischen Ereignisse des 14. Jahrhunderts in seiner Richtigkeit bestätigt schien, wandten sich viele selbstständig denkende Menschen auf der Suche nach der Wahrheit den biblischen Texten zu, die ihnen als die allein gültige Grundlage der christlichen Lehre erschien. So kam beispielsweise der englische Geistliche John Wiclif (1328-1384) unter der Annahme, mit der Bibel das Wort Gottes vor sich zu haben, zu der Erkenntnis, dass die wahre Kirche, die *ekklêsía*, allein in der geistlichen Gemeinschaft der Gläubigen in Christo bestehe, wohingegen Papsttum, kirchliche Hierarchie und Dogma Werke des Antichrist seien. Um seinen Ansichten eine weite Verbreitung zu ermöglichen, übersetzte Wiclif die Bibel ins Englische. Die durch die Nöte des Hundertjährigen Krieges verelendete und durch die Seuchenzüge des „Schwarzen Todes“ verängstigte bäuerliche und kleinbürgerliche städtische Bevölkerung nahm begierig vor allem die gesellschaftskritischen und gegen die Mächtigen der Erde gerichteten Stellen der Bibel auf. Wortgewaltige Prediger wie beispielsweise John Ball (?-1381) setzten die religiöse Erneuerungsbewegung auch in eine politische Aufstandsbewegung um. Unter dem Leitsatz „Als Adam grub und Eva spann, wer war da der Edelmann?“<sup>80</sup> forderte er eine demokratische Staatsordnung nach dem Vorbild der Urkirche und die Anerkennung der Gleichheit aller Menschen. Der im Jahr 1381 ausgebrochene Aufstand der Lollarden, wie die Anhänger Wiclifs genannt wurden, wurde niedergeschlagen, John Ball qualvoll zu Tode gebracht. Die Bewegung bestand aber noch weiter fort, ehe sie nach der Verbren-

nung ihres bedeutendsten Vertreters, Sir John Oldcastle (1378-1417), in den kulturellen Untergrund absank.

Die Lehren Wiclifs breiteten sich auch über England hinaus aus. Wesentlichen Anteil daran hatte der tschechische Priester Jan Hus (~1370-1415), der die Lehren Wiclifs aufnahm und in Böhmen verbreitete. Auch er wandte sich gegen den weltlichen Besitz der Kirche und gegen die Machtansprüche des Papsttums, zu seiner Zeit vertreten durch die Herren in Avignon, Pisa und Rom. Auch er forderte eine Kirche, die nur eine geistliche Gemeinschaft in Christo sein dürfe. In Verkennung der gesellschaftspolitischen Sprengkraft seiner Lehre glaubte die Kirchenführung auf dem Konzil von Konstanz, wohin Hus unter Zusicherung freien Geleits gelockt wurde, die hussitische Bewegung mit der Tötung ihres führenden Mannes ersticken zu können. Durch seine Verbrennung wurde Hus aber zum Märtyrer des tschechischen Volkes, das sich ab dem Jahr 1419 in den fast zwei Jahrzehnte dauernden Hussitenkriegen gegen das Papsttum und seinen weltlichen Arm, das römisch-deutsche Kaisertum, verkörpert in Kaiser Sigismund, zur Wehr setzte. Am Ende der Kämpfe konnten die Hussiten eine Sonderstellung innerhalb der katholischen Kirche behaupten, die sie bis zum Jahr 1620 bewahren konnten.

Beide Lehren, die wiclifitische wie auch die hussitische nahmen etwas von der Forderung Karl Poppers vorweg, die politischen Einrichtungen in der Art zu gestalten, dass einzelne Führer nicht allzu großen Schaden anrichten können, indem sie ihre innerkirchlichen Verfassungen, die im Bereich dieser religiösen Gruppen zu-

gleich auch die weltlich-politischen Verfassungen waren, nicht hierarchisch, sondern demokratisch gestalteten. Woran sie krankten war, dass sie den leiblichen Papst in Rom durch einen „papierenen Papst“<sup>81</sup>, die Bibel, ersetzten, das heißt, dass sie zwar die die ganze Christenheit umfassende Hierarchie zerbrachen, sich selbst aber zum im alleinigen Besitz der Wahrheit befindlichen auserwählten Volk und als unmittelbar zu Gott erklärten. Der Gefahr fundamentalistischer Zersplitterung konnten sie angesichts der Widersprüchlichkeiten in den biblischen Texten nicht entgehen. Sie bereiteten aber durch ihr jahrzehnte-, mitunter jahrhundertelanges Bestehen die Zersplitterung der ursprünglich als Einheit aller Christen gedachten *ekklêsía* in eine Vielzahl von Teilkirchen gedanklich vor.

#### **Anmerkungen:**

\* *Teil 2 des Textes wird in Aufklärung & Kritik 1/2006 erscheinen.*

<sup>1</sup> Karl R. Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde (The Open Society and Its Enemies, 1945).

Bd I: Der Zauber Platons (The Spell of Plato)  
Bd II: Falsche Propheten; Hegel Marx, und die Folgen (The High Tide of Prophecy: Hegel, Marx, and the Aftermath) Tübingen <sup>7</sup>1992.

<sup>2</sup> Karl R. Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. Bd I: Der Zauber Platons, 23. Mit „diesen frühen Fragmenten“ sind die überlieferten Bruchstücke der Philosophie des Herakleitos gemeint.

<sup>3</sup> Karl R. Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. Bd I: Der Zauber Platons, 12. Hervorhebung im Original.

<sup>4</sup> Über geistliche und politische Religionen siehe: Anton Szanya: Zwei Formen verkehrten Bewusstseins. In: Anton Szanya: Von magischen Helfern, strahlenden Helden und finsternen Gesellen; Studien zu Politik und Religion. Innsbruck, Wien, München, Bozen 2004, 183-241.

<sup>5</sup> Karl R. Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. Bd I: Der Zauber Platons, 12.

<sup>6</sup> Das griechische Wort *phylé* bedeutet im engeren Sinn „Stamm“, im weiteren Sinn „Teil der Gemeinde“ und „Heeresabteilung“, im übertragenen Sinn auch „Ordnung“ und „Gattung“.

<sup>7</sup> Hebr 11,4-12,1.

<sup>8</sup> In weiterer Bedeutung bezeichnete dieses Wort dann auch den Versammlungsort beziehungsweise das Versammlungsgebäude. Es hat somit die gleiche Doppelbedeutung wie das Wort „Kirche“, das gleichfalls sowohl die Gemeinschaft der Gläubigen als auch ihr Versammlungsgebäude bezeichnet.

<sup>9</sup> Max Weber: Vom inneren Beruf zur Wissenschaft (Die Wissenschaft als Beruf, 1919). In: Johannes Winckelmann (Hg.): Max Weber; Soziologie, Weltgeschichtliche Analysen, Politik. Stuttgart 1956, 317. Hervorhebungen im Original.

<sup>10</sup> Karl R. Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. Bd I: Der Zauber Platons, 13.

<sup>11</sup> Herakleitos: Fragment 114. In: Heinrich Opitz u.a. (Hg.): Philosophen Lesebuch. Bd 1. Berlin 1988, 117.

<sup>12</sup> Herakleitos: Fragment 30, a.a.O., 117.

<sup>13</sup> Herakleitos: Fragment 90, a.a.O., 117.

<sup>14</sup> Herakleitos: Fragment 126, a.a.O., 116.

<sup>15</sup> Das griechische Wort *kósmos* bedeutet „Ordnung“, „Einteilung“, in weiterer Bedeutung dann auch „Staatsordnung“ und „Verfassung“ sowie auch „Welt“ und „Weltordnung“.

<sup>16</sup> Herakleitos: Fragment 49a, a.a.O., 116.

<sup>17</sup> „Und für mich besteht kein Zweifel, daß Heraklit zu dieser Erkenntnis durch erschütternde persönliche Erfahrungen gekommen ist, wahrscheinlich als Folge der sozialen und politischen Wirren seiner Tage. Heraklit [...] lebte in einem Zeitalter sozialer Revolutionen. In seiner Zeit begannen die griechischen Stammesaristokratien der neuen Kraft der Demokratie zu weichen.“ [Karl R. Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Bd I: Der Zauber Platons, 17.] Diese Tatsachenfeststellung ist zwar richtig, aber gerade in einem Werk, das sich so eingehend mit den Zusammenhängen zwischen Politik und Philosophie beschäftigt, wären einige Bemerkungen über Ursachen und Auswirkungen dieser sozialen Revolutionen angebracht gewesen.

<sup>18</sup> Erich Bayer charakterisiert den damals führenden Politiker Milets, Aristagoras (gest. 496)

als „einen leichtfertigen, gewissenlosen Großsprecher“. (Erich Bayer: Griechische Geschichte. Stuttgart <sup>2</sup>1977, 126.)

<sup>19</sup> Herakleitos: Fragment 53, a.a.O., 117.

<sup>20</sup> „Credibile est, quia ineptum est, ... certum est, quia impossibile est.“ (Karl Heussi: Kompendium der Kirchengeschichte. Tübingen <sup>13</sup>1971, 66.) Der Tertullianus zugeschriebene Satz: „Credo, quia absurdum est“ – ich glaube es, weil es unsinnig ist – findet sich nicht in seinen Schriften.

<sup>21</sup> Herakleitos: Fragment 40, a.a.O., 117. Herakleitos zielt mit seinem Ausspruch auf den Dichter Hesiodos (~700), die Philosophen Pythagoras (~570-~500) und Xenophanes (~570-~470) und den Geografen und Historiografen Hekataios (~550-~480).

<sup>22</sup> Herakleitos: Fragment 1, a.a.O., 117.

<sup>23</sup> Karl R. Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Bd I: Der Zauber Platons, 23.

<sup>24</sup> Der Archidamische Krieg (431-421), der erste Abschnitt des Peloponnesischen Krieges zwischen Athen und Sparta und ihren jeweiligen Bundesgenossen, ist nach dem spartanischen König Archidamos II. (?-427; König seit 476) benannt.

<sup>25</sup> Karl R. Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Bd I: Der Zauber Platons, 226. Anstelle des in eckige Klammern gesetzten „am“ steht im Original „man“, was aber keinen Sinn ergibt.

<sup>26</sup> Karl R. Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Bd I: Der Zauber Platons, 231.

<sup>27</sup> Friedrich Heer: Gottes erste Liebe; 2000 Jahre Judentum und Christentum; Genesis des österreichischen Katholiken Adolf Hitler. München, Eßlingen 1967, 198.

<sup>28</sup> Genannt seien: Kalippos, der Dion, den Tyrannen von Syrakus, ermordete und sich an seine Stelle setzte; Klearchos, der Tyrann von Herakleia wurde; Chion, der Klearchos ermordete; Chairon, Tyrann von Pelene; Eurostratos und Choriskos, beide wurden Tyrannen von Skepsis; Hermias, Tyrann von Atarneos und Assos. (Karl R. Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Bd I: Der Zauber Platons, 163 und 338.)

<sup>29</sup> Platon: Der Staat (Politeia, 378 v.u.Z.), 434c. Stuttgart 1994, 225.

<sup>30</sup> Platon: Der Staat, ebd.

<sup>31</sup> Platon: Der Staat, 434c, 225-226.

<sup>32</sup> Karl R. Popper: Die offene Gesellschaft und

ihre Feinde, Bd I: Der Zauber Platons, 109. Hervorhebung im Original.

<sup>33</sup> Karl R. Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Bd I: Der Zauber Platons, 109. Hervorhebungen im Original.

<sup>34</sup> Platon nennt an einer Stelle die am „meisten gepriesene Kretische und Lakedaimonische Verfassung“. (Platon: Der Staat, 544c, 364.) Lakedaimon war der antike Name des spartanischen Staates.

<sup>35</sup> Platon: Der Staat, 545d, 366.

<sup>36</sup> Diese Beschreibung der Abfolge der Staatsformen findet sich in: Platon: Der Staat, 545b-569c, 366-399.

<sup>37</sup> Platon: Der Staat, 546a, 367.

<sup>38</sup> Platon: Der Staat, 473d, 277.

<sup>39</sup> Platon: Der Staat, 475e, 280.

<sup>40</sup> Platon: Der Staat, 500c, 310.

<sup>41</sup> Platon: Der Staat, 519e-520a, 334.

<sup>42</sup> Karl R. Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Bd II: Falsche Propheten; Hegel Marx, und die Folgen, 5.

<sup>43</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte; Zweiter Entwurf (1830), a.a.O., 412.

<sup>44</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte; Zweiter Entwurf (1830), a.a.O., 416-417.

<sup>45</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte; Zweiter Entwurf (1830), a.a.O., 417.

<sup>46</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte; Zweiter Entwurf (1830), a.a.O., 418.

<sup>47</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte; Zweiter Entwurf (1830), a.a.O., 418. Hervorhebung im Original.

<sup>48</sup> Karl Marx, Friedrich Engels: Manifest der Kommunistischen Partei (1848). In: Iring Fetscher (Hg.): Karl Marx – Friedrich Engels; Studienausgabe in 4 Bänden. Bd III: Geschichte und Politik 1. Frankfurt am Main 1976, 59.

<sup>49</sup> Karl Marx, Friedrich Engels: Manifest der Kommunistischen Partei (1848), a.a.O., 60.

<sup>50</sup> Karl Marx, Friedrich Engels: Manifest der Kommunistischen Partei (1848), a.a.O., 60.

<sup>51</sup> Zwar heißt es an späterer Stelle: „Die bisherigen kleinen Mittelstände, die kleinen Industriellen, Kaufleute und Rentiers, die Handwerker

und Bauern, alle diese Klassen fallen ins Proletariat hinab [...]“ (Karl Marx, Friedrich Engels: Manifest der Kommunistischen Partei (1848), a.a.O., 65-66.), aber diese Behauptung entsprach einem Wunschdenken und hat schon damals nicht gestimmt und ist in der späteren geschichtlichen Entwicklung auch nicht wahr geworden.

<sup>52</sup> Karl Marx, Friedrich Engels: Feuerbach; Gegensatz von materialistischer und idealistischer Anschauung (1845/46). In: Iring Fetscher (Hg.): Karl Marx – Friedrich Engels; Studienausgabe in 4 Bänden. Bd I: Philosophie. Frankfurt am Main 1982, 136.

<sup>53</sup> Karl Marx, Friedrich Engels: Feuerbach; Gegensatz von materialistischer und idealistischer Anschauung (1845/46), a.a.O., 97.

<sup>54</sup> Karl Marx, Friedrich Engels: Feuerbach; Gegensatz von materialistischer und idealistischer Anschauung (1845/46), a.a.O., 138.

<sup>55</sup> Karl Marx, Friedrich Engels: Feuerbach; Gegensatz von materialistischer und idealistischer Anschauung (1845/46), a.a.O., 97.

<sup>56</sup> Die Darstellung dieser Ereignisse folgt Johannes Haller: Das Papsttum; Idee und Wirklichkeit. Bd V: Der Einsturz (1945). Reinbek bei Hamburg 1965, 156-158.

<sup>57</sup> Porro subesse Romano pontifici omni humanae creaturae declaramus, dicimus, et definimus, omnino esse de necessitate salutis.“ (Carl Mirbt: Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus. Tübingen <sup>3</sup>1911, 164.)

<sup>58</sup> „ecce constitui te hodie super gentes et super regna ut evellas et destruas et disperdas et dissipas et aedifies et plantes“ [Jer 1, 10. In: Roger Gryson (Hg.): Biblia sacra iuxta vulgatam versionem. Stuttgart <sup>4</sup>1994, 1167.]

<sup>59</sup> „et tibi dabo claves regni caelorum et quodcumque ligaveris super terram erit ligatum in caelis et quodcumque solveris super terram erit solutum in caelis“ [Mt 16, 19. In: Roger Gryson (Hg.): Biblia sacra iuxta vulgatam versionem. Stuttgart <sup>4</sup>1994, 1551.]

<sup>60</sup> „Est autem haec auctoritas, etsi data sit homini, et exerceatur per hominem, non humana, sed potius divina potestas, [...] Quicumque igitur huic potestati a Deo sic ordinatae resistit, Dei ordinationi resistit [...]“ (Carl Mirbt: Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus, 163-164.)

<sup>61</sup> Das Wort leitet sich vom italienischen „fratelli“, kleine Brüder, ab.

<sup>62</sup> Der „Antichrist“ – dieses Wort kommt nur in den Johannes-Briefen vor – galt bis in die frühe Neuzeit hinein als schimpflichste Bezeichnung für die Feinde Christi oder der Kirche. Gemäß der Profezeiung in Mt 24, 5, wonach vor der Wiederkehr Christi falsche Messiasse auftreten würden, wurde das Auftreten des Antichrist als Zeichen des für das nahe bevorstehende Endgericht aufgefasst.

<sup>63</sup> „5 ze Rôme hörte ich liegen  
und zwêne kûnege triegen.  
dâ von huop sich der meiste strît  
der ê was oder iemer sît,  
dô sich begunden zweien  
10 die pfaffen unde leien.  
daz was ein nôt vor aller nôt,  
lîp unde sêle lac dô tôt.  
die pfaffen striten sêre,  
doch wart der leien mêre.  
15 diu swert diu leiten si dernider  
und griffen zuo der stôle wider:  
si bienen die si wolten  
und niht den si solten.“

(Walther von der Vogelweide: 3. Reichsspruch, Vers 5-18, in: <http://www.emory.edu/GERMAN/Walther/StropheIII/MHG-3.html> am 4.2.2003.)

<sup>64</sup> „[...] avec vne armee sous la conduite de Nogaret, portant decret de prise de corps, en verra duquel il constitua il Pape prisonier, luy faisant cognoistre que le Roy n'estoit pas son subject, comme il faisoit qualifié par la bulle.“ (Jean Bodin: Six livres de la republique a Monseigneur du Faur Seigneur de Pibrac, Conseiller du Roy a son piué conseil. Tournes 1579, 140.) In der Rückschau sah Jean Bodin (1530-1596) in den Ereignissen von Anagni einen wichtigen Meilenstein auf dem Weg Frankreichs zur Ausgestaltung seiner Souveränität.

<sup>65</sup> Eine der letzten dieser innerkirchlichen Einflussnahmen war der Einspruch Kaiser Franz Josephs (1830-1916, Kaiser seit 1848) im Jahr 1903 gegen die Wahl des Kardinal-Staatssekretärs Mariano Rampolla (1843-1913) zum Papst. Franz Joseph war zwar nicht römischer Kaiser, er leitete sein Einspruchsrecht aber aus dem Umstand ab, dass seine Familie Jahrhunderte lang diese Würde innegehabt hat.

<sup>66</sup> Nach dem Tode Friedrichs II. wurde erst wieder im Jahr 1312 mit Heinrich VII. (~1275-1313; deutscher König seit 1308) ein Kaiser gekrönt.

<sup>67</sup> Mit der Zurückweisung der päpstlichen Allein-  
hoheit über die Christen gab Philippe IV. auch den Anstoß zur Ausbildung des so genannten „Gallikanismus“, mit dem die bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts währende weitgehende Sonderstellung der französischen Kirche innerhalb der katholischen Kirche bezeichnet wird.

<sup>68</sup> „an ad bene esse mundi necessaria sit; secundo an romanus populus de iure Monarche offitium sibi asciverit; et tertio an auctoritas Monarche dependeat a Deo immediate vel ab alio, Dei ministro seu vicario.“ (Dante Alighieri: De Monarchia, lib. I, 2, 3, in: <http://www.thelatinlibrary.com/dante.mon1.html> am 19.12.2004.)

<sup>69</sup> „omnis concordia dependet ab unitate que est in voluntatibus; genus humanum optime se habens est quedam concordia; nam, sicut unus homo optime se habens et quantum ad animam et quantum ad corpus est concordia quedam, et similiter domus, civitas et regnum, sic totum genus humanum; ergo genus humanum optime se habens ab unitate que est in voluntatibus dependet.“ (Dante Alighieri: De Monarchia, lib. I, 15, 8, a.a.O.)

<sup>70</sup> „Sed hoc esse non potest nisi sit voluntas una, domina et regulatrix omnium aliarum in unum [...] nec ista una potest esse, nisi sit princeps unus omnium, cuius voluntas domina et regulatrix aliarum omnium esse possit. (Dante Alighieri: De Monarchia, lib. I, 15, 9, a.a.O.)

<sup>71</sup> „[...] sub divo Augusto monarcha, existente Monarchia perfecta, mundum undique fuisse quietum.“ (Dante Alighieri: De Monarchia, lib. I, 16, 1, a.a.O.)

<sup>72</sup> „Si ergo sub ordinario iudice Cristus passus non fuisset, illa pena punitio non fuisset. Et iudex ordinarius esse non poterat nisi supra totum humanum genus iurisdictionem habens, cum totum humanum genus in carne illa Cristi portantis dolores nostros ... puniretur. Et supra totum humanum genus Tyberius Cesar, cuius vicarius erat Pilatus, iurisdictionem non habuisset, nisi romanum Imperium de iure fuisset.“ (Dante Alighieri: De Monarchia, lib. II, 11, 5, a.a.O.)

<sup>73</sup> „Desinant igitur Imperium exprobrare romanum qui se filios Ecclesie fingunt, cum videant



sponsum Cristum illud sic in utroque termino sue militie comprobasse.” (Dante Alighieri: De Monarchia, lib. II, 11, 7, a.a.O.) Mit „Bräutigam“ spielt Alighieri auf das Wortbild an, dass die Kirche die Braut Christi sei.

<sup>74</sup> „[...] si Ecclesia virtutem haberet auctorizandi romanum Principem, aut haberet a Deo, aut a se, aut ab Imperatore aliquo aut ab universo mortalium assensu, vel saltem ex illis prevalentium: nulla est alia rimula, per quam virtus hec ad Ecclesiam manare potuisset; sed a nullo istorum habet: ergo virtutem predictam non habet.“ (Dante Alighieri: De Monarchia, lib. III, 13, 1, a.a.O.)

<sup>75</sup> Tatsächlich haben sowohl der Kardinal Nikolaus von Kues (1401-1464) als auch der Kanoniker und Humanist Lorenzo Valla (~1405-1457) unabhängig voneinander die Konstantinische Schenkung als Fälschung nachweisen können.

<sup>76</sup> „[...] hoc est illud signum ad quod maxime debet intendere curator orbis, qui dicitur romanus Princeps, ut scilicet in areola ista mortalium libere cum pace vivatur. Cumque dispositio mundi huius dispositionem inherentem celorum circulationi sequatur, necesse est ad hoc ut utilia documenta libertatis et pacis commode locis et temporibus applicentur, de curatore isto dispensari ab Illo qui totalem celorum dispositionem presentialiter intuetur. [...] Quod si ita est, solus eligit Deus, solus ipse confirmat, cum superiorem non habeat. [...] Sic ergo patet quod auctoritas temporalis Monarche sine ullo medio in ipsum de Fonte universalis auctoritatis descendit.“ (Dante Alighieri: De Monarchia, lib. III, 15, 11-15, a.a.O.)

<sup>77</sup> „[...] ut luce paterne gratie illustratus virtuosius orbem terre irradiet, cui ab Illo solo prefectus est, qui est omnium spiritualium et temporalium gubernator.“ (Dante Alighieri: De Monarchia, lib. III, 15, 18, a.a.O.)

<sup>78</sup> Fürstenspiegel waren vor allem im 16. und 17. Jahrhundert verfasste, an Herrscher oder deren voraussichtliche Nachfolger gerichtete Schriften, in denen auf die sittlichen Verpflichtungen des Herrscheramtes und auf gesellschaftskundliche und staatswissenschaftliche Fragen eingegangen wird.

<sup>79</sup> Karl R. Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Bd I: Der Zauber Platons, 145. Hervorhebungen im Original.

<sup>80</sup> „When Adam delved and Eve span, who was then the gentleman?“ (Hellmut Diwald: Anspruch auf Mündigkeit um 1400-1555. Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1982, 29-30.)

<sup>81</sup> Das Schlagwort vom „papierenen Papst“, den die Protestanten an die Stelle des Papstes in Rom gesetzt hätten, stammt zwar aus der Zeit der Reformation des 16. Jahrhunderts, es trifft aber auch auf die Verhältnisse des 14. und 15. Jahrhunderts zu.